



**Bericht des Landesbischofs
zur IX. Tagung der 24. Landessynode
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**

24. November 2011

(es gilt das gesprochene Wort)



Seit sieben Monaten bin ich durch unsere Landeskirche gereist und nun in der großen Versuchung, Ihnen davon ausführlich zu erzählen. Aber Bischofsberichte sind (leider) keine Erzählstunden, sondern sollen Aspekte der Kirche und ihrer Entwicklung spiegeln. Sie sollen auf die theologische Diskussion schauen und den einen oder anderen wichtigen Punkt für die zukünftige Entwicklung unserer Kirche benennen und bewerten. Doch solche Einschätzungen entstehen für mich nicht abstrakt. Was ich berichten möchte, ist in zahlreichen Begegnungen, aus dem Dialog mit vielen, vielen Menschen unserer Kirche in den vergangenen Monaten entstanden.

A. 'Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung' Ba'al Schem Tov

Am 9. November hat Ismar Schorsch, Rabbiner und Hochschullehrer aus New York in Hannover in der Marktkirche einen Vortrag unter dem Thema: Von Wiedergutmachung zur Versöhnung – Etappen der Vergangenheitsbewältigung gehalten. Ismar Schorsch ist der Sohn des Hannoveraner Rabbiners Emil Schorsch, der von 1927 bis 1938 an der Oppeln-Synagoge arbeitete. Ismar Schorsch wurde 1935 in Hannover geboren. Während der Reichspogromnacht verhaftete man seinen Vater, der nach Deportation und Freilassung aus dem KZ Buchenwald mit seiner Familie nach England floh. 1940 wanderte die Familie in die USA aus. Ismar Schorsch erzählte in seinem Vortrag von einer Reise nach Deutschland in den 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Er beschrieb ein Land, das zu jener Zeit die Untaten der Vorfäter und -mütter scheinbar vergessen hatte. Wer zu diesem Zeitpunkt an ehemalige jüdische Mitbürger erinnerte, wer kritisch die Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus in Deutschland erforschte, traf auf Unverständnis, manchmal sogar auf Verachtung.

In den vergangenen drei Jahrzehnten allerdings hat sich viel verändert. Für Ismar Schorsch ist aus der von Konrad Adenauer vereinbarten „Wiedergutmachung“, die eben nichts „wiedergutmachen“ konnte, ein Weg der Versöhnung geworden. Er nennt es eine „moralische Regeneration“. Er besuchte in diesen Novembertagen auch die Gedenkstätte Bergen-Belsen und beschrieb die vielfältigen Initiativen und Projekte in unserem Land, die sich kritisch und öffentlich mit der deutschen Vergangenheit auseinandersetzen.

Ich habe in meinen ersten Monaten im Dienst das Konzentrationslager Bergen-Belsen und die Gedenkstätte Esterwegen besucht. Vor vier Jahren, im Herbst 2007 wurde das neue Dokumentationszentrum in Bergen-Belsen mit der Dauerausstellung zur Geschichte der dortigen Lager eröffnet. Die Gedenkstätte hat – ebenso wie die Gedenkstätte Esterwegen – ein historisch bedingtes Problem. Es fehlt ihr weitgehend an dem, was andere Gedenkstätten so besonders macht. Was ihnen eine starke erzählerische und bezeugende Kraft verleiht: die materiellen Überreste der Orte, an denen unfassbare Verbrechen geschahen. Kurz nach der Befreiung des Lagers im April 1945 wurden aus Gründen der Seuchenhygiene die Häftlingsbaracken abgebrannt und wenig später das ganze Gelände planiert. Das Ergebnis prägt bis heute das Aussehen und die Atmosphäre der Gedenkstätte, die vor allem ein leer wirkender Gedenkort, ein Friedhof mit Massengräbern ist. In diese Situation spricht das Dokumentationszentrum mit einem anspruchsvollen Ausstellungs- und Gedenkkonzept, welches mir vom Leiter der Gedenkstätte, Dr. Habbo Knoch erläutert worden ist.



Der schlichte, langgezogene Bau aus Sichtbeton und Glas schiebt sich unaufdringlich mit einem Überhang in das ehemalige Lagergelände hinein. Durch eine einnehmende Glasfront öffnet sich der Blick über den Wald auf den Ort, an dem das geschehen ist, wovon Aktenstücke, Bleistiftzeichnungen, Schwarz-Weiß-Fotos, Lebensläufe und Filmaufzeichnungen Überlebender in der Ausstellung erzählen. Wie ein hartnäckiger Stachel bohren sich diese Erzählungen in die Erinnerung der heutigen Besucher.

Die Erinnerungsarbeit ist an den Biografien der Opfer orientiert. Sie hat mich tief berührt. Denn ich frage mich: Welche kulturelle Erinnerung werden wir aufbewahren, wenn keine Zeitzeugen mehr leben werden? Sind diese persönlichen Zeugnisse in Bergen-Belsen eindrückliche, nahbare Möglichkeiten, das Unvorstellbare zu denken? In den skizzierten persönlichen Lebensgeschichten erfährt man von der Wirklichkeit des scheinbar Unwirklichen, von der unvorstellbaren Grausamkeit des Handelns. Und die tiefe Erschütterung bleibt beim Verlassen des Geländes: Was können Menschen anderen Menschen antun?

Vor wenigen Wochen habe ich an der Eröffnung der Gedenkstätte Esterwegen teilgenommen. Es ist eine Gedenkstätte, die für die 15 Emslandlager steht. Diese Lager spielten in der Frühzeit des NS-Regimes eine entscheidende Rolle für die Herausbildung des KZ-Systems. Mehr als 25.000 Menschen sind in den Emslandlagern umgekommen. Landessuperintendent Dr. Klahr hatte am Vorabend der Eröffnung einen ökumenischen Gottesdienst gefeiert. Er ist auch Mitglied im Stiftungsrat und betonte beim Eröffnungsgottesdienst: „Dieser Ort ist ein verwundeter, weil hier Menschen an Leib und Seele Wunden geschlagen wurden. Durch diese Stätte des Gedenkens in Esterwegen können wir zu wachsamem und mutigen Zeuginnen und Zeugen werden“. Zusammen mit dem Landesrabbiner Jonah Sievers und Bischof Bode aus Osnabrück haben wir mit Psalmworten an der Gedenkmauer auf dem ehemaligen Lagergelände der Opfer gedacht.

Und ein letzter Erinnerungsgedanke. Im September 2011 ist das Buch „Die fremden Nächsten. Zwangsarbeit in der hannoverschen Landeskirche und ihrer Diakonie“ veröffentlicht worden. Die Studie von Uta Schäfer-Richter und Martin Engelhardt, herausgegeben vom Archiv der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, informiert über Zwangsarbeit in den landeskirchlichen und diakonischen Einrichtungen zur Zeit des Dritten Reiches. Sie dokumentiert die Namen und verfügbaren Daten der Menschen, die Zwangsarbeit leisten mussten. Damit liegt nun eine erste systematische Darstellung zu diesem Thema vor, für die ich sehr dankbar bin. Auch dieses Buch zeigt, wie die langen Schatten des Dritten Reiches bis in unsere Gegenwart wirken. Vieles ist aufgearbeitet, vieles wirkt durch die Generationen bis heute nach. Nichts darf vergessen werden. Landessuperintendent Gorka hat in seiner Ansprache zum Volkstrauertag an den französischen Philosophen Gabriel Marcel erinnert: „Weil die Toten schweigen, beginnt immer wieder alles von vorn“.

Die drei Beispiele, die ich genannt habe, zeigen, mit welcher Intensität wir fast 70 Jahre nach dem Ende des nationalsozialistischen Terrors die Erinnerungs- und Gedenkarbeit fortsetzen. Es ist ein weiter Weg gewesen bis zu dieser Haltung. Ein Weg, der nun in der dritten Nachkriegsgeneration fortgeführt wird. Eine Erinnerungsarbeit, die mit pädagogischen Konzepten eine Erziehung zum



Frieden sein will und die zugleich die Erinnerung an die Opfer von Terror und Gewalt bewahrt. Der Vorsitzende des Stiftungsrates der Gedenkstätte Esterwegen, Prof. Faulenbach beschrieb als Aufgabe für die Gedenkarbeit: „Jede Generation muss ihr Verhältnis zum Geschehen der NS-Zeit selbst bestimmen. Dabei geht es um das Bewusstmachen der dünnen Schicht, die die Zivilisation von der Barbarei trennt.“ (Die Gedenkstätte Esterwegen – ein Werkstattbericht, 2011, 11) Diese „dünne Schicht“ müssen wir stärken. Sie trennt uns von dem Verhängnis, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sein kann. Sie muss zu besonderer Wachheit führen gegenüber allen rechtsradikalen und neofaschistischen Tendenzen, die in irgendeiner Weise die Untaten der Vergangenheit uminterpretieren, national deuten wollen und von der Schuld und der Verantwortung unseres Landes nichts wissen wollen. In diesen Tagen sind viele Menschen entsetzt über das Ausmaß rechtsextremistischer Gewalt in unserem Land. Ich teile diesen Schrecken und denke an die Menschen, die in diesem Zusammenhang Opfer des rechten Terrors geworden sind. Die Hintergründe und Verstrickungen, die dazu geführt haben, müssen in allen Bereichen konsequent aufgeklärt werden. Zugleich müssen wir unsere präventiven Anstrengungen verstärken, um zu verhindern, dass sich rechtes Gedankengut und Gewalt weiter ausbreiten. Das ist eine Anfrage auch an die Kirche. „Unser Kreuz hat keine Haken“ ist das Motto eines Netzwerks gegen rechts, das in unserer Landeskirche im Dezember 2010 gegründet wurde. Es steht wie das Gewaltpräventionsprojekt „Schritte gegen Tritte“ und wie das Schulungsprogramm „Jugendliche werden Friedensstifter“ und regionale Initiativen wie das „Kugelkreuzprojekt“ der Evangelischen Jugend im Kirchenkreis Hittfeld für ein kontinuierliches Engagement von Christinnen und Christen gegen Gewalt und für ein friedliches Miteinander, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Kultur und Religion. Das christliche Menschenbild nimmt uns in die Verantwortung, jeden Menschen als Gottes Geschöpf und Ebenbild wahrzunehmen und für den Schutz seiner Würde einzutreten. Deshalb ist und bleibt es unsere Aufgabe, unsere Sinne gegenüber jeder Form von menschenverachtender Ideologie und Gewalt zu schärfen und uns an der friedensstiftenden Kraft des Evangeliums zu orientieren. Nicht nur in Tagen wie diesen. Die Erinnerungsorte sind, ebenso wie die wissenschaftlichen Arbeiten und die vielfältigen Initiativen in den Gemeinden und Kirchenkreisen klare Beispiele gegen jede Ideologie, die rassistisch begründet Menschen ihre Würde nehmen will. Ein ausdrücklicher Dank geht an all jene, die diese Projekte und Aktionen initiieren und verantworten, stellvertretend möchte ich hier Pastor Klaus Burckhardt, den Fachreferenten für Friedensarbeit in unserer Landeskirche nennen.

In diesen Gedanken spiegelt sich auch die Schuldgeschichte der evangelischen Kirche wider. Es war ein „langer Weg zum Haus des Nachbarn“, wie es Pastorin Dr. Ursula Rudnick, die Beauftragte unserer Landeskirche für das jüdisch-christliche Gespräch, einmal formuliert hat. Der lange Weg zu den jüdischen Geschwistern. Auf diesem Weg zu einem neuen Verständnis einer christlichen Theologie im Angesicht des Volkes Israel sind wir viele Schritte gegangen. Wir haben erkannt, dass ohne ein Verständnis der Erwählung des Volkes Israel durch Gott, ohne die Einsicht in die jüdische Existenz Jesu, ohne ein neues Verständnis paulinischer Schriften über die Rolle Israels wir in den Antijudaismen der Theologie gefangen bleiben.

Das Verhältnis zwischen der Kirche und dem Volk Israel ist neu beschrieben worden. Dazu gehören für mich sichtbar auch die zahlreichen guten Kontakte und



der rege Austausch mit den jüdischen Gemeinden hier in Niedersachsen. Es ist ein großer Schritt, dass hier Vertrauen gewachsen ist zwischen Geschwistern im Glauben.

Auf dieser positiven Grundlage wünsche ich mir eine erneute Auseinandersetzung mit der Frage: Welche Rolle spielt das Volk Israel in der Sicht unserer Kirche? Es hat von 1993 bis 1995 eine Debatte innerhalb unserer Kirche gegeben, die zu einer Stellungnahme „Kirche und Judentum“ in der 21. Landessynode im November 1995 führte. Dabei wurde das Arbeitsergebnis eines Ausschusses „Kirche und Judentum“ angenommen. Es heißt: „Wir haben erfahren, dass Israel nicht eine Größe der Vergangenheit ist, sondern das Judentum bis heute lebendiger Glaube an den uns gemeinsamen Gott ist“.

„So sind wir an die bleibende Verbundenheit von Juden und Christen gewiesen worden und haben gelernt, dass die Voraussetzungen des christlichen Antijudaismus unhaltbar sind. Gott hat seinen Bund mit Israel nicht gekündigt und sein Volk nicht verworfen, seine Erwählung bleibt bestehen“. Diese Debatte hat viele Früchte gezeigt in Diskussionen und Projekten in unseren Gemeinden und Kirchenkreisen. Neben vielen Beispielen ist für mich ein ganz besonderes Ereignis für das neue Verhältnis der Verkauf einer evangelischen Kirche, der Gustav-Adolf-Kirche in Hannover-Leinhausen, die für die liberale jüdische Gemeinde zu einer Synagoge umgebaut worden ist. „Wir geben etwas an diejenigen zurück, deren Gotteshäuser vor 70 Jahren zerstört worden sind“, betonte damals Landessuperintendentin Dr. Spieckermann.

Das Verhältnis zwischen der Kirche und dem Volk Israel ist inzwischen in 13 Landeskirchen in Deutschland so aufgenommen worden, dass es einen Niederschlag in den Kirchenverfassungen oder Grundordnungen gefunden hat. Warum in der Verfassung einer Kirche? Die Debatten laufen schnell. Die Erinnerungsarbeit geht weiter. Vieles wird vergessen, manches ist ins Belieben gestellt. Wir brauchen keine grundsätzliche Neuordnung für das Verhältnis zum Volk Israel und zu unseren jüdischen Geschwistern, aber eine erneute klare Benennung der besonderen Beziehung zwischen der Kirche und dem Volk Israel. In den Rechtsfolgen wird ein Israelartikel seine konfessionelle Seite nicht den Bekenntnisschriften gleichstellen. Aber es kann sich als eine Auslegung des Bekenntnisses verstehen. So etwas muss gedeutet, diskutiert und verkündigt werden, immer wieder. Deshalb muss es eben auch in der Verfassung stehen. Die theologischen Debatten verändern sich schneller als eine Verfassung. Dort würde eine biblisch-theologisch gegründete und unsere Schuld benennende Formulierung für das Verhältnis der Kirche zum Judentum so stehen, dass sich auch folgende Generationen damit auseinandersetzen müssten. Die Beziehung zwischen der Kirche und Israel hat einen besonderen Ursprung und sie hat eine gemeinsame Erwartung, anders als alle anderen Beziehungen zu anderen Religionen. Deshalb wünsche ich mir eine Diskussion über diese Frage in unserer Landeskirche mit dem Ziel einer Verfassungsänderung. Wir gäben dem Weg, den wir gegangen sind, eine äußere, verlässliche Form.

B. Kommt Ethik immer zu spät?

Mit dieser Frage führt der Theologe Jürgen Moltmann in seinem Buch über die Ethik der Hoffnung den Abschnitt über Fragen des gerechten Friedens ein.



Kommt Ethik immer zu spät? Immer wieder scheint unsere Reaktion auf Gefahren in dieser Welt eine verspätete ethische Debatte zu sein. Das Unheil ist geschehen, die wichtigsten Entscheidungen sind längst gefallen, bevor man im Schrecken nach den ethischen Konsequenzen fragt. „Erst wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist ...“. Das ist Anwendungsethik im Nachhinein. Ich kritisiere das nicht, aber kommt Ethik immer zu spät?

Ich erlebte in meinen ersten Monaten vielfach Anfragen nach einem ethischen Urteil. „Was sagt der Bischof?“ Es ist eine besondere Erfahrung für mich im Bischofsamt; oft auch eine schwierige. Wie kann man als Christ sagen, was gilt oder gelten sollte? Warum sagte der Bischof manchmal nichts, oder warum sagte er gerade das? Steht er nicht für die Gebote? Wie verbindlich ist die Einschätzung, vor allem aber, wie ist sie theologisch begründet? Ein wenig ist in solchen Erwägungen auch die Frage des Synodalen Bades aus der vergangenen Synode gegenwärtig, der fragte, wie denn ein theologisches Urteil nach der Katastrophe von Fukushima aussehen könne. Wie genau schauen wir hin, wenn wir Urteile abgeben, das heißt auch, wie sachkundig reagieren wir auf eine Konfliktsituation? Wie aufmerksam lesen wir die Wirklichkeit des Lebens? Auch daran misst sich, wie glaubwürdig unsere Einschätzungen sind. Erlauben Sie mir dazu einige Anmerkungen.

1.

Dieses ist kein bischöfliches Thema, sondern ein Thema für jeden. Grundsätzlich heißt die ethische Frage: Was sollen wir tun? Antworten darauf gibt jeder täglich für sein eigenes Leben. Und wer so fragt, setzt voraus, dass er in Beziehung lebt und seine Lebensführung ein Handeln in Beziehung ist.

2.

Einer solchen Frage nachzugehen, trifft einen Kern protestantischer Theologie. Denn die ethische Orientierung bedeutet zuerst einmal die Freiheit, einen eigenen Standpunkt zu haben. Darin liegt auch die Freiheit, skeptisch zu sein gegenüber jeder äußeren Bevormundung. Skeptisch zu bleiben gegenüber Ansichten staatlicher oder kirchlicher Institutionen oder gegenüber einem Bischofswort. In einer eigenen Position liegt auch die Aufgabe, diese Orientierung zu begründen. Vor einigen Jahren habe ich eine Aufführung des Berliner Grips-Theaters gesehen. „Berlin geht baden“ hieß das Stück. Viel gelacht, viel Nachdenkliches. Es gibt darin eine Szene, in der eine junge Frau in der Badeanstalt ein Portemonnaie stiehlt und ihr Freund sie entrüstet mahnt: „Du darfst doch nicht stehlen!“ Ihre Antwort: „Wieso, wer sagt das?“ Diese kleine Szene zeigt, wie fragwürdig selbstverständliche Regeln und Ordnungen geworden sind. Sitte, Gewohnheiten und Regeln, die unsere Kultur und das Miteinander von Menschen prägten, verändern sich und sind oft keine gemeinsame Grundlage mehr. Die klassische christliche Antwort auf die Frage des Mädchens „Wer sagt das?“ wäre für viele Jahrhunderte eindeutig gewesen: „Das steht in den Zehn Geboten“, oder „Lies im Katechismus“. Im Protestantismus ist der Bezug auf die Zehn Gebote und die Bergpredigt ein ethischer Schlüssel (gewesen). Die Reformatoren haben auf dieser Schriftgrundlage eine christliche Ethik entworfen. Man kann das im Kleinen und Großen Katechismus und im Heidelberger Katechismus lesen. „Wer die Zehn Gebote wohl und gut kennt, der muss die ganze Schrift kennen, so dass er in allen Sachen und Fällen raten, helfen, trösten, urteilen, richten kann sowohl



in weltlichen wie in geistlichen Dingen, und so ein Richter sein kann über alle Lehre, Stände, Geister, Recht und was sonst in der Welt sein mag“. So Martin Luther im Großen Katechismus. „Richten und urteilen in allen Fällen mit den Zehn Geboten“, wenn das nur so einfach wäre. Hätte das Mädchen eine solche Gebotsethik überzeugt, wenn ihr doch der Bezug zum Grund dieser Ordnung fehlt? Die 10 Gebote und die Bergpredigt bleiben die maßgeblichen Quellen evangelischer Ethik. Auch der neue Erwachsenenkatechismus der VELKD führt sie als die entscheidenden Quellen evangelischer Ethik an. Doch nicht nach dem Muster: In der Bibel steht, was gilt und wie es geht! Von einer Endlagerfrage, von embryonaler Selektion, von pränataler Diagnostik steht nichts in der Bibel. Von Ehescheidung, Homosexualität, der Rolle der Frau, dem Umgang mit der Schöpfung nur so viel, dass es für ein begründetes ethisches Urteil allein heute nicht ausreicht. Die Antworten, die wir geben auf zentrale Fragen unserer Zeit, können nicht allein in einem biblischen Zitat (*dicta probantia*) liegen. In manchen ethischen Streitfragen werden biblische Bezüge vorschnell gebraucht. Wer mit Hinweis auf Psalm 139 und das Wort „Du hast mich im Mutterleib gebildet“ die Menschenwürde für befruchtete Eizellen legitimieren will oder mit dem alttestamentlichen Sabbatgebot die Auflösung der Sonntagsruhe kritisiert, verwechselt die Situation vor 3000 Jahren mit unserer Welt. Die biblischen Schriften sind in bestimmte Situationen hineingeschrieben, sie stellen keine systematische ethische Abhandlung dar. Der tiefe Unterschied zwischen den Lebenswelten der Bibel und unseren hochkomplexen Gesellschaftssystemen darf nicht leichtfertig heruntergespielt werden.

3.

Doch wie lässt sich dann überhaupt noch von einer christlichen Ethik sprechen, wenn die biblischen Vorlagen, sei es in Fragen der Sexualethik, also zum Beispiel in der Behauptung, Homosexualität sei Sünde oder Ehescheidung verstoße gegen das Gebot Jesu, nicht tragfähig sind? Manche Ethiker behaupten, es gebe keine christliche Ethik. Ich glaube, eine einfache Gebotsethik hilft nicht. Sondern es wird immer darum gehen die beiden Quellen, Gebote und Bergpredigt, so wie Martin Luther, aufeinander zu beziehen. Die Grundlegung allein: „Du sollst nicht stehlen“ führt nicht zu einer allgemeingültigen, nachvollziehbaren Ethik.

4.

Sondern die christliche Suche bewegt sich im „Nachahmen“ der biblischen Erzählungen und Weisungen. Es geht nicht um eine Kopie biblischer Gebote, sondern um eine kritische Aufnahme und Übertragung auf die Situationen unserer Zeit. Das ist immer noch eine Suche nach Begründungen in der Schrift. Auch wenn sie nicht in einzelnen Bibelversen liegen, sondern in der grundsätzlichen Konsequenz, die sich aus dem christlichen Bekenntnis zum Leben Jesu und dem gekreuzigten und auferstandenen Christus ergibt. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter erzählt von der Liebe zu einem Bedürftigen. Selten sind wir zwischen Jerusalem und Jericho unterwegs. Aber diese zentrale Geste, dass der Nächste derjenige ist, der den Blick wach hält für die Bedürftigen, ist in die Landschaft der Barmherzigkeit unseres Landes tief eingeschrieben. Zu einer solchen Nachahmung ermuntern wir. Es ist eine Auslegung der Liebesbotschaft der Schrift, die uns im ethischen Urteil hilft.



5.

Christlicher Glaube ist die Gewissheit des Heils in Jesus Christus. Es ist die Gewissheit der bedingungslosen Annahme des Menschen. Aber diese Gewissheit gibt uns keine letzten Gewissheiten oder gar theologische Überbietungsansprüche auf dem Gebiet der Moral und Ethik. (U. Körtner) Eine christliche Ethik ist keine bessere Ethik, sondern vor allem eine an der Gotteskindschaft und unverlierbaren Würde jedes Menschen festhaltende Lebenseinstellung. Eine Haltung, die dieses Leben mit seinen Problemen ernst nimmt und es christlich zu deuten versucht. Eine solche Einsicht ist eine Einsicht in die Begrenzung unserer eigenen Positionen. Eine Anleitung zur Demut. Christliche Ethik sucht nicht zuerst nach den besseren Lösungen sozialer oder politischer Probleme, sondern fragt nach dem Ernstnehmen des Weges und der Lehre Jesu. Wir müssen damit leben, dass auch aus diesem Weg im Einzelfall ganz verschiedene Konsequenzen gezogen werden. Fundierte Ethiken können und sollen unsere Gewissensentscheidungen beeinflussen. Aber wir haben – Gott sei Dank – keine Lehrinstanz, die dem Einzelnen die Gewissensentscheidung abnehmen könnte – und das ist gut so.

6.

Warum kommt sie zu spät? Weil sie auf unsere Lebenswelt reagiert. Eine rasante technologische Entwicklung führt uns zu permanenten ethischen Entscheidungen, die auf neue Ergebnisse reagieren. Die Frage „Was sollen wir tun?“ lässt sich mit Geboten, mit vorschreibender Ethik (präskriptiv statt deskriptiv) nicht ohne weiteres anlass- und situationsbezogen beantworten.

7.

Die Herausforderung wird bleiben, grundsätzliche ethische Haltungen in unserer Gesellschaft zu debattieren. Die Antworten auf die Frage „Was sollen wir tun?“ erarbeiten wir momentan in einem viel weiteren Rahmen als bisher, auch in Ethik-Kommissionen. Oftmals diskutieren diese nicht nur ‚danach‘, sondern ‚vorab‘: Was können wir verantworten? Vor den nachfolgenden Generationen, vor der Schöpfung, für den Frieden in dieser Welt, für eine gerechte Gesellschaft? In diese Debatten führen wir unsere Erfahrungen und Deutungen aus dem Leben Jesu und seiner Botschaft ein. Dort formulieren wir unsere Erwartung, dass von der messianischen Kraft Christi schon jetzt – in den Antworten auf die Frage „Was sollen wir tun? – etwas sichtbar wird.

Drei ethische Fragestellungen der letzten Monate möchte ich erläutern, die lautstark diskutiert worden sind und zu denen wir als Kirche befragt wurden: Endlagersuche, PID, späte Schwangerschaftsabbrüche.

Endlagersuche

Mit Landessuperintendent Dieter Rathing und dem Ratsvorsitzenden der EKD Nikolaus Schneider bin ich vor einem Monat in Gorleben gewesen. Es war ein bewegender Besuch. Wir haben mit Mitgliedern des Kirchenvorstandes Gartow und des Kirchenkreisvorstandes, aber auch mit Mitgliedern des „Schulterschluss-Bündnisses“, in dem Widerstands-Initiativen der Region zusammengeschlossen sind und mit Vertretern des Bundesamtes für Strahlenschutz gesprochen. Für mich außerordentlich bedrückend waren die kritischen, kämpferischen, manchmal aber auch fast resignierten Reaktionen auf Seiten der Widerstandsvertreter.



Es war ein Besuch, der noch vor den letzten Stellungnahmen des Umweltministers Dr. Röttgen stattfand, aber schon in der Zeit, als die Öffnung für die Suche nach Endlagerplätzen bundesweit diskutiert wurde. Es waren Reaktionen, die teilweise hoffnungslos klangen. Fast hatte ich den Eindruck, viele der Menschen, die seit 30 Jahren gegen das Endlager in Gorleben kämpfen, haben grundsätzlich das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit der Politik verloren. Man könnte von einer gesellschaftlichen Vergiftung sprechen, die aus diesem Misstrauen entstanden ist. Wie, so muss kritisch gefragt werden, können innerhalb einer jahrzehntelangen Suche grundlegende Erkenntnisse verschwiegen, Ausgangsbedingungen permanent verändert und rechtliche Rahmenbedingungen nicht angepasst werden? Daraus ist ein tiefes Misstrauen entstanden. Und, das lernt man ebenso im Wendland, es wird ein langer Weg sein, neues Vertrauen wieder aufzubauen. Vertrauen aber ist die Substanz demokratischer Politik.

Für die weitere Arbeit bei der Suche nach einem Endlager ist die Unterbrechung der Erforschung in Gorleben eine zentrale Forderung. Schon jetzt weiß man, dass die Räume, in denen der Salzstock untersucht werden kann, nicht ausreichen werden für eine endgültige Entscheidung. Und es muss kritisch gefragt werden, wie eine faire Untersuchung unterschiedlicher Orte erfolgen soll, wenn mit dem Vorsprung von 30 Jahren Erkundungsarbeit Gorleben immer weiterhin priorisiert bleiben wird.

Es werden Entscheidungen gefällt, deren Konsequenzen nicht regional sind und die durch Jahrhunderte reichen. Unsere Gesellschaft hat nicht ausreichend die ökologische, die soziale und globale Verantwortung berücksichtigt, als sie sich entschied, Kernenergie zu nutzen. Deshalb geht es um eine „Ewigkeitsfrage“, wie es im Ethik-Kommissionsbericht steht. Eine Frage, die alle angeht in unserem Land. Die Endlagerfrage ist keine Frage einer einzigen Region, eines einzigen Bundeslandes oder darin einer ausgewählten Landeskirche. Ich danke deshalb dem Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider für die erneute Unterstützung der EKD in diesen Fragen.

Ein wichtiges Kriterium für ethische Entscheidungen lernt man in Gorleben schnell: Transparenz im Verfahren und Beteiligung der Betroffenen. Die Grundoption ist unstrittig: Wir brauchen eine Endlagerstätte, und nun suchen wir nach Verfahrenswegen, die ethisch vertretbar sind. Das verlangt, die betroffenen Menschen ernst zu nehmen, Entscheidungswege transparent zu machen und Kriterien des Vorgehens international zu diskutieren und zu veröffentlichen.

Und man lernt in Gorleben Ehrfurcht vor der Aufgabe und Demut im eigenen Denken und Handeln. Nicht das Vorstellbare ist das zentrale Problem, sondern vor allem das Unvorstellbare. Die Entscheidung hat den nationalen Kontext bekommen, den wir brauchen für eine Lösung. Unser Auftrag bleibt eine kritische Begleitung der Diskussion um das Endlagersuchgesetz und ein Beharren auf der öffentlichen Diskussion. Vor allem aber weiterhin eine intensive Begleitung der Menschen vor Ort, die eine faire, offene Suche nach einer Endlagerstätte in Deutschland fordern. An dieser Stelle geht mein ausdrücklicher Dank an die Seelsorgerinnen und Seelsorger im Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg, die unermüdlich und nicht nur während der umstrittenen Castor-Transporte Menschen vor Ort begleiten. Stellvertretend für viele seien hier Propst Wichert-von Holten und Pastor Kruse genannt.



Präimplantationsdiagnostik

Die zwei weiteren Beispiele PID und Schwangerschaftsspätabtreibungen greifen direkt in die Frage des Lebensrechtes und der Lebensförderung ein. Sie treffen schmerzhaft das fünfte Gebot: Du sollst nicht töten. Die Auseinandersetzung um PID kam im Bundestag am 7. Juli und im Bundesrat im September zu einer Entscheidung, in der PID unter bestimmten, sehr eingeschränkten Bedingungen erlaubt ist. Vor wenigen Wochen fand, organisiert von der ESG und erarbeitet und eingeführt von Landessuperintendentin Dr. Spieckermann eine Debatte in der Medizinischen Hochschule Hannover über PID statt. Eine Diskussion, die erneut das Dilemma und die Verlegenheit aufwarf, wie konsequent wir entstehendes Leben schützen und ob man entstehendes Leben auf seine Lebensfähigkeit untersuchen darf. Die Präimplantationsdiagnostik ist eine technische Entwicklung der modernen Reproduktionsmedizin, bei der menschliche Embryonen nach der künstlichen Befruchtung und vor der Einnistung in der Gebärmutter auf genetische Abweichungen hin untersucht werden. Das Ergebnis der Untersuchungen entscheidet dann über die Weiterentwicklung der Embryonen oder deren Vernichtung. Man muss nüchtern benennen, dieses Verfahren ist einerseits eine „Optimierung der menschlichen Fortpflanzung“, bei der bestimmte genetische Eigenschaften von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden sollen. Andererseits ermöglicht es Ehepaaren mit bestimmten chromosomalen Dispositionen die Möglichkeit, ein Kind zu bekommen. Die Debatte vollständig aufzurollen, ist nicht mein Ziel. Sie zeigt, wie rasante Fortschritte in der Reproduktionsmedizin, wie biotechnischer Fortschritt laufend neue ethische Anfragen formuliert. PID wirft eine neue Frage auf, weil in diesem Verfahren Leben produziert wird, um es zu vernichten. Es ist eine andere Situation als in der Pränataldiagnostik, in der es auch um einen konkreten Beziehungskonflikt zwischen dem werdenden Leben und der Mutter geht. Während wir eine intensive Ausweitung pränataler Diagnostik erleben, so wird diese Ausweitung für die PID zwar von ihren Gegnern befürchtet, von anderen aufgrund der rechtlichen Einschränkungen und wegen des hohen Aufwandes eher ausgeschlossen.

Das verabschiedete PID-Gesetz regelt nicht präzise, wann werdendes Leben, also Embryos, getötet werden dürfen. Wann liegt eine hohe Wahrscheinlichkeit für eine schwerwiegende Erbkrankheit vor, wann handelt man nach „dem allgemein anerkannten Stand der medizinischen Wissenschaft und Technik“? Welche Krankheitsbilder werden ausgewählt für „eine schwerwiegende Erbkrankheit“ (Präimplantationsdiagnostikgesetz, Embryonenschutzgesetzes § 3a, 2) Die Entwicklung dieser vagen Begrifflichkeiten wird zeigen, ob dieses Gesetz zunehmend Anwendung finden wird, um einem Menschen mit einem Krankheitsbild das Lebensrecht zu nehmen, oder ob es fast ausschließlich Anwendung findet, wenn „mit hoher Wahrscheinlichkeit es zu einer Tot- oder Fehlgeburt führen wird.“ Nur diese letztere Option ist für mich als einzige Möglichkeit denkbar.

Doch auch in dieser Lage muss man die Situation der Eltern sehen, die in einer solchen Situation betroffen sind. Viele haben bereits Kinder verloren, weil ihre chromosomalen Störungen so gravierend waren, dass sie keine Überlebenschance hatten. Es ist ein ethisches Dilemma. Weil es markant zeigt, dass es keine schuldlose Entscheidung geben kann. Ethische Haltungen stehen in Konkurrenz zueinander. Es geht um Abwägung und um eine Gewichtung.



Späte Schwangerschaftsabbrüche

Das gilt auch für das letzte Beispiel, die Diskussion über Spätabbrüche, die wir in den vergangenen Wochen in den Krankenhäusern der Diakonischen Dienste Hannovers diskutierten. Schwierige Befunde in der Pränataldiagnostik sind ausschlaggebend für Spätabbrüche. Eine hohe Kompetenz in der pränatalen Diagnostik kann in einem Krankenhaus auch vermehrt zu einer höheren Anzahl von Spätabbrüchen führen. PND soll ursprünglich Gefahren für das Leben und die Gesundheit von Mutter und Kind abwenden. Doch diese Diagnostik ermöglicht auch viele Erkenntnisse, ohne dass es therapeutische Möglichkeiten gibt, darauf zu reagieren. Oft stellt sich deshalb, wenn ein Kind mit schwerer Behinderung diagnostiziert wird, die Frage für die Eltern, ob es geboren werden soll oder die Schwangerschaft abgebrochen wird. Wenn diese Erkenntnisse im Verlauf der Schwangerschaft spät erfolgen, weil zum Beispiel diagnostische Instrumentarien erst spät verlässliche Ergebnisse zeigen, dann kann es zum Fall eines Abbruchs kommen, der ein lebensfähiges Kind betrifft, also nach der 22. Schwangerschaftswoche. Diese Möglichkeit bietet der Gesetzgeber, „um die Gefahr für das Leben oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustands der Schwangeren abzuwenden“.
(§218a Abs.2 Die Tötung eines lebensfähigen Kindes)

Was juristisch vielleicht noch abstrakt bleiben kann umschreibt Frau Dr. Andrea Dörries, die Leiterin des Zentrums für Gesundheitsethik unserer Landeskirche beispielhaft: „Es geht dann um folgende Situationen, bei denen eine Mutter einen Abbruch nach der 12. SSW wünscht: eine gesunde Mutter mit nicht lebensfähigem Kind; eine akut krebserkrankte Mutter mit gesundem Kind; eine Mutter mit psychischer Erkrankung und gesundem Kind droht mit Suizid; eine drogenabhängige Mutter mit gesundem Kind droht mit Suizid; eine gesunde Jugendliche mit gesundem Kind und Migrationshintergrund fürchtet Verfolgung durch den Vater, wenn die Schwangerschaft bekannt wird.“

Ich habe diese Beispiele zitiert, um vor vorschnellem Urteil zu warnen. Es gibt ungebrochen die Pflicht Leben, werdendes Leben zu erhalten. Auch – ja besonders – Leben von Menschen, die mit Einschränkungen in diese Welt kommen. Aber die Dilemma-Situation lässt sich nicht auflösen. Es werden Entscheidungen gefällt, die Menschen schuldig werden lassen. Ethik-Kommissionen und Beratungsgespräche sind Verfahren oftmals in extrem kritischen Situationen. Es sind Gespräche über Leben und Tod. Welche Wege wird eine Gesellschaft gehen, die solche Diskussionen, inzwischen in großer Anzahl, erst zu diesem Zeitpunkt zulässt. Wir werden diese Ethik-Debatten früher führen müssen. Vor der Diagnose.

In solchem Dilemma ist auch die Kirche gefordert. Nicht nur mit Geboten (adhorativer Gebrauch des Gesetzes), sondern mit Beratungs- und Begleitungsangeboten, die weit über das bisherige Maß hinausgehen.

Wir haben eine intensive öffentliche Debatte über die Fragen der Schwangerschaftsspätabbrüche durch die Berichterstattung in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung erlebt. Ich erwähne das ausdrücklich, weil die Reportage, die man zu diesem Thema lesen konnte, sehr guter Journalismus war. Wir brauchen solche ethischen Problematisierungen in den Medien, die klug abschätzen und die kein



Interesse an Verschärfungen haben, sondern die informieren und darin das Urteil des Einzelnen schärfen wollen.

C. Gottesklang

Vermutlich kann jeder von uns zum Jahr der Kirchenmusik 2012 eine eigene Geschichte erzählen. Seine Erfahrung mit Musik von Buxtehude, Bach oder Baltruweit, von Paul Gerhardt bis Matthias Claudius, von Schütz, Händel oder Mozart. Oder eben von Xavier Nadoo, Grönemeyer oder Lady Gaga. Mit geschlossenen Augen ein Motiv hören, und eine ganze Welt öffnet sich. Manchmal sind es Erinnerungswelten, die mit einem Satz, einer Arie, einem Ton, einem einzelnen Motiv, auch einem populären Musikstück ein Leben lang verbunden sind. Haben wir jemals den Titel vergessen, als wir unsere erste Freundin oder Freund küssten? Tiefe Erfahrungen knüpfen sich an Melodien, in denen wir unbeschreibliche Glücksmomente erleben oder tiefste Verzweiflung. In denen wir die Kontrolle verlieren, Tränen laufen, wir erstarren, verzaubert werden. In diesen Tagen zwischen Ewigkeitssonntag und erstem Advent das Deutsche Requiem von Brahms zu hören und die gesungenen Worte „Ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Das ist erlebte Verwandlung.

Das Dasein in dieser Welt kann sich auflösen im Hören der Musik und lässt fantastische Sphären und Wunschbilder entstehen. Stockhausen sagt, seine Musik diene der Vorbereitung auf die Ankunft von Wesen von anderen Sternen. Die Musik ist ein Medium, in dem Gottesbegegnungen möglich sind. Für Augenblicke gibt es keine Sinnfrage mehr; näher kann man Gott kaum kommen.

Und das kann in der Kirchenmusik wie in weltlicher Musik gleichermaßen geschehen. Wer sagt denn, dass in einem großen Fest beim Tanz, auch in der Ekstase in der Musik, in einer Symphonie, Gott nicht gegenwärtig sei? Für mich wurde es spürbar beim Hören der Werke von Kurt Thomas, aufgeführt vom Norddeutschen Figuralchor in der Marktkirche beim Internationalen Heinrich-Schütz-Fest, aber ebenso bei dem e-Moll-Violinenkonzert von Mendelssohn Bartholdy, wie ich es vor einer Woche von Hilary Hahn und der NDR Radiophilharmonie hörte.

Martin Luther schreibt: „Das nach dem heiligen Wort Gottes nichts ist so ... hoch zu rühmen und zu loben, als eben die Musik, nämlich weil sie aller Bewegung des menschlichen Herzens ... eine Regiererin und ihr mächtig und gewaltig ist, durch welche doch oftmals die Menschen, gleich als von ihrem Herren, regiert und überwunden werden“ (red. frei übersetzt/ WA 50, 370, 34 und 371,16-18)
An diesem Wort Luthers kann man erkennen: Musik geht weit über das hinaus, was man auch in höchster Beredsamkeit zu Sprache bringen kann. Und sie ist gleich nach Gottes Wort als wunderbares Geschöpf Gottes zu loben. Und vor allem: Sie geht zu Herzen.

„Da das Unsichtbare der Raum der Gottheit ist, bleibt die Musik immer noch die Sphäre der unmittelbarsten Begegnung mit dem Göttlichen“, Georg Picht, der Philosoph und Theologe, hat das gesagt. Wenn wir im nächsten Jahr das Jahr der Kirchenmusik feiern werden, begeben wir uns in die unmittelbarsten Begegnungen mit dem Göttlichen. Ich freue mich auf die intensiven Vorbereitungen und



danke schon jetzt all denen, die dieses Kirchenmusikjahr so intensiv und klug vorbereitet haben. Es wird eine wunderbare große geistliche Symphonie durch unsere Landeskirche klingen.

Warum uns Protestanten die Musik so wichtig ist?

Während, etwas salopp formuliert, die römisch-katholische Kirche eher ‚fernsehtauglich‘ ist, das heißt die visuellen Bedürfnisse besonders befriedigt, dem Auge Nahrung gibt, Altarbilder und Kunst, prachtvolle, farbige Kleidung, Bewegungen und große Gesten pflegt und tradiert, so ist die protestantische Kirche von ihrem Ursprung her so etwas wie Hörfunk fürs religiöse Gemüt. Die Schrift – sola scriptura – ist der Maßstab unseres Glaubenslebens. Die Predigt ist gleichrangig neben dem Abendmahl und bildet ein Zentrum im Gottesdienst. Es war in der Reformationszeit schwierig, eine neue religiöse Bildkunst zu etablieren. Nachdem die radikalen Bilderstürmer die alten Bilder vernichtet hatten oder zumindest damit drohten, war dieser visuelle Weg zumindest in den ersten Jahrzehnten belastet. Die Reformation säkularisierte die Kunst und eröffnete damit neue Wege. Übrigens auch in der Malerei. Sie erschloss völlig neue Bereiche in der Porträtkunst, die niederländische Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts ist ohne die Reformation nicht zu denken.

Aber es brauchte auch andere künstlerische Formen, um die reformatorische Richtung des christlichen Glaubens zu prägen und darin Gemeinschaft zu stiften: Das war von Anbeginn an die Musik. Musik erinnert mich an die Haltung Luthers, die er gegenüber der Heiligen Schrift anführt. Galten bis zur Reformation die Kirche oder Konzilsentscheidungen, Lehrmeinungen und Traditionen als ebenbürtig mit der Heiligen Schrift, so formuliert Luther eindeutig: Die Schrift ist der Kirche voraus und übergeordnet, da kann ein Bischof oder wer immer sagen, was er will. Die Schrift gilt. Und mit der Schrift kann man sogar die Kirche kritisieren, ihre Hierarchie und ihr Personal in Frage stellen und sogar ihre Sakramentspraxis verwerfen. Auch die Musik ist für mich so ein wunderbares Gegengewicht zu bestehender kirchlicher Praxis. Sie wird individuell erfasst und braucht keine belehrende Geste, um verstanden zu werden oder zu verzaubern. Zugleich ist sie manchmal ganz direkt eine große Protestäußerung. Denn Musik wirkt unmittelbar und schafft sich einen eigenen Raum. Auch einen eigenen öffentlichen Raum. Ihre Wirkung ist frei, und deswegen singen wir solche Sätze auch: „Die Gedanken sind frei“. Gesprochen klingt es nur halb so frei. Musik ist unabhängig von Autoritäten und Deutungsmonopolisten, sie hat – zumindest manchmal – etwas wunderbar Anarchistisches und unterläuft jede Hierarchie. Die Reformation begann in einigen Städten mit einem Singestreit, weil die Evangelischen mit ihrem Singen den katholischen Ritus übertönten. Und wer kennt nicht die Protestlieder der Moderne von „We shall overcome“ bis zu „Vertraut den neuen Wegen“. In ihnen singt die eschatologische Gemeinde. Viel unmittelbarer als in der schönsten Predigt. „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten!“

Und ein Letztes, warum Musik so etwas Urprotestantisches ist: Musik ist eine Kunst, die Menschen nicht in Prediger und Angepredigte aufteilt. Alle sind beteiligt: Der Schöpfer des Werkes durch den Komponisten, die Neuschöpfung durch die Interpreten. Und indem sie mit ihrer Kunst die Hörer und Hörerinnen dazu bringen, die Resonanz auf die Musik in ihrem Innersten selbst zu erzeugen,



werden auch diese auf ihre Weise schöpferisch tätig. Darin ist Musik Gemeinschaft stiftend. Die Kirchenkreise und Gemeinden unserer Landeskirche haben großartige Kantoreien, treue Sängerinnen und Sänger in großen und kleinen Kirchenchören, eine hervorragende Bläserarbeit, Kirchenmusiker unterschiedlichster Stilrichtungen und eine breite Palette musikalischer Bildungsmöglichkeiten für Erwachsene, Jugendliche und Kinder. Haupt- und Ehrenamtliche geben mit ihrem Können und ihrem unablässigen Dienst Gott die Ehre bis in die kleinste Kirche hinein.

Besondere Dankbarkeit erfüllt mich im Blick auf die kostbaren Instrumente in unseren Kirchen, die, wie Landessuperintendent Dr. Brandy im August bei der Einweihung der frisch restaurierten, 300 Jahre alten Arp-Schnitger-Orgel in der St.-Mauritius-Kirche im Alten Land betonte, „nicht nur für die Region ihren Wert haben, sondern für unsere ganze Kirche und die kulturelle Welt von Bedeutung sind.“ Die Musik in unserer Kirche ist ein unglaublich lebendiges Kulturerbe in unserem Land.

„Gottesklang“ lautet das Motto des nächsten Jahres. Neben den reichen Inhalten, die das Jahr der Kirchenmusik uns bescheren wird, sollen an dieser Stelle auch die Zusammenarbeit zwischen den Häusern und der daraus resultierende Synergieeffekt über die landeskirchlichen Grenzen hinaus betont werden, von dem wir auch für künftige Großereignisse und Themenjahre profitieren können. Die Evangelische Kirche in Westfalen und unsere Landeskirche teilen sich, wie auch schon im Jahr der Taufe, Motto und Logo. Landeskirchenamt, Michaeliskloster, das Evangelische MedienServiceZentrum und das Lutherische Verlagshaus geben dem anstehenden Themenjahr schon jetzt Inhalt, äußere Gestalt und eine reiche Produkt- und Publikationspalette. Einen Vorgeschmack für diese äußere Gestalt finden Sie auf Ihren Tischen, wenn Sie mehr sehen möchten, schauen Sie in die neuen Internetseiten unserer Landeskirche.

D. Personal

Es begann mit einem bischöflichen Wunsch und wurde schnell zu einer intensiven Debatte über die Zukunft der Berufsgruppen innerhalb unserer Landeskirche. In einigen Generalkonventen hatte ich mich zu der Stellung des Pastorenberufes geäußert und betont, dass dieser Beruf – wie in der Kirche der Freiheit formuliert – ein Schlüsselberuf der Kirche (6. Leuchtfeuer) sei und auf gewisse Zeit sicher auch bleiben werde. Und ich hatte ergänzt: Ich wünsche mir, dass es keine weiteren Reduktionen der Pfarrstellen geben wird. Daran knüpfte sich schnell eine scharfe Reaktion, weil dieser Satz zitiert wurde mit dem Hinweis, den ich nicht formuliert habe, dass es besonders bei Diakonen und Diakoninnen zu schmerzhaften Einschnitten kommen könnte. Zur Erklärung: Dieser Wunsch ist entstanden aus einer Sorge. Einer Sorge, die ich zahlreich in den Besuchen in den Kirchenkreisen gehört habe. Wie wird die pastorale Versorgung, wie wird die Verkündigung in Wort und Sakrament, wie die kontinuierliche seelsorgerliche Begleitung, wie der pastorale Bildungsauftrag in Zukunft aussehen. „Lassen Sie uns den Pastor!“

Wie oft habe ich diese Aufforderung schon gehört. Hierauf gründete der Wunsch. Dieser Wunsch ist keine Intervention in die aktuelle Diskussion um Grundstandards und Stellenpläne. Er ist keine aktuelle Intervention in das Aktenstück 98. Es wird eine Vielfalt an hauptamtlichen Berufsgruppen auch in Zukunft



in der Kirche geben. Aber darin wird auch weiterhin der Schlüsselberuf des Pastors, der Pastorin eine entscheidende Aufgabe für die geistliche Begleitung der Gemeinden und die Gestaltung der Kirche behalten. Für eine langfristige Planung, ich rede über die Zukunft unserer Kirche in den nächsten 20 Jahren, braucht es weitere Initiativen für die Situation aller Menschen im Verkündigungsdienst. Diese Diskussion werden wir, für die Zukunft unserer Kirche, rechtzeitig vor der nächsten Planungsphase, weiter führen müssen.

E. Evangelische Kirche in Niedersachsen

Der von einem Ad-hoc-Ausschuss der Konföderation der niedersächsischen Kirchen vorgelegte Entwurf für ein intensiveres Fortschreiben der Konföderation hat in den Sommerwochen für regen Austausch gesorgt. Mit Hilfe der Moderation von Bischof Gerhard Ulrich ist ein Vorschlag entworfen worden, der eine engere Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in Niedersachsen vorschlägt. Alle beteiligten Landeskirchen haben auf diese Vorschläge, vor wenigen Tagen in ihren Herbstsynoden, reagiert und sie kommentiert oder relativiert.

Ich habe viel gelernt in diesen Wochen. Gelernt von der Organisation unserer Landeskirche und ihren einzelnen Organen. Ich war von der Dynamik, die die Überlegungen zu einer Evangelischen Kirche in Niedersachsen auslösten, innerhalb, aber vor allem auch außerhalb unserer Landeskirche etwas überrascht. Diese Überraschung entstand auch aus meinen weitestgehend positiven Erfahrungen in zwei fusionierten Landeskirchen, in Nordelbien und Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Dort haben Kirchen solche Wege zum Teil schon lange hinter sich oder, wie in der ‚Evangelischen Kirche im Norden‘, sogar erneut wieder vor sich. Die Notwendigkeit zu einer solchen Diskussion ergibt sich für mich, weil ich erlebt habe, wie gemeinsam zentrale Aufgaben besser aufrechterhalten werden konnten und darin vor allem geistliche Spielräume neu eröffnet wurden. Die angemessene Würdigung der jeweils eigenen Geschichte, die Garantie der sich jeweils in den Landeskirchen herausgebildeten Traditionen, Milieus und Frömmigkeitskulturen wird in einer Fortentwicklung der Konföderation eine entscheidende Aufgabe bleiben. Ich habe die Konföderation als eine Kooperation kennengelernt, die den politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen nach der Gründung des Landes Niedersachsen – etwas verspätet – gefolgt ist. Nach 40 Jahren guter Erfahrung und 65 Jahren nach Gründung Niedersachsens erscheint es mir sinnvoll, die Konföderation konsequent weiterzuentwickeln.

F. Eine verspätete Betrachtung: Frauenordination

„Sehr geehrte Frau Studienassessorin! ... Wir beabsichtigen, Sie für ein Semester dem Vikarinnenseminar im Birkenhof zu Hannover zuzuweisen, dann das Colloquium mit Ihnen zu halten und Sie darauf als Vikarin im Hilfsdienst zu beauftragen.“

So beginnt mit einem Brief des damals zuständigen Oberlandeskirchenrates aus dem Jahr 1959 die lange Geschichte einer späteren Pastorin unserer Landeskirche. Auf dem Weg zu ihrer ersten eigenen Pfarrstelle Jahre später wurde sie begleitet von Anregungen und Rahmenbedingungen wie den Bedenken, „dass das Amt der Pastorin eine eigenständige, die besonderen Gaben und die Eigenart der Frau berücksichtigende Ausprägung des Amtes der Kirche darstellt.“



Da nach dem Inkrafttreten des Kirchengesetzes über die Rechtsstellung der Pastorinnen (Pastorinnengesetz) vom 13. Dezember 1963 zwar die bisherigen Vikarinnenstellen wegfielen, dafür jedoch nicht ohne weiteres Pastorinnen-Stellen eingerichtet werden konnten, wurden die Frauen zu landeskirchlichen Gemeindepastorinnen oder zu Pastorinnen der Landeskirche ernannt und vornehmlich in der Betreuung der Frauen- und/oder weiblichen Jugendarbeit, Betreuung weiblicher Mitarbeiter, Krankenhauseelsorge und in der Betreuung von Altersheimen eingesetzt.

Ich möchte die Frauen dieser Generation im nächsten Jahr zu einem Austausch in die Kanzlei einladen, um mehr über ihre beruflichen Lebensgeschichten und ihre Erfahrungen zu hören. Ebenso werden im Moment die Namen der Frauen recherchiert, die damals nicht in den Dienst einer Pastorin übernommen wurden, denen die Ordination verwehrt wurde. Auch sie möchte ich gerne in naher Zukunft einladen.

Ich freue mich, dass unsere Landeskirche mit Pastorin Hella Mahler ab dem 1. Januar 2012 eine Gleichstellungsbeauftragte hat. Ein gutes Zeichen auf einem langen Weg!

G. Mission

Es war das Thema der EKD-Synode: Mission. Mit einem kritischen Blick auf die Lage, auch auf die Lage der Kirche wurde diskutiert, woran es liegt, dass Menschen sich vom Glauben abwenden oder keinen Zugang zur Kirche bekommen. Es war – zeitweilig – eine ehrliche Bestandsaufnahme. Eine der Initiativen, die auf neuen missionarischen Wegen versucht, distanzierte Menschen zu erreichen, ist die bundesweite EKD-Bildungsinitiative „Erwachsen glauben“. Gemeinden und Kirchenkreise stellen sich der Herausforderung, in „Kursen zum Glauben“ das Evangelium einladend zu elementarisieren. Sie greifen auf bewährte Formate eines missionarischen Erwachsenen-Katechumenats zurück oder entwickeln eigene Modelle. Die erfreuliche Vielfalt von Methoden ist eine notwendige Antwort auf die Pluralisierung unserer Gesellschaft. Manche Gemeinden nutzen mit ihren Kursangeboten Synergieeffekte in Verbindung zum „Jahr der Taufe“. Andere entdecken in der Vorbereitung und Durchführung von Glaubenskursen, wie die regionale Zusammenarbeit die parochialen Grenzen aufbricht. Bei der Auftaktveranstaltung und an den Studientagen in den Sprengeln für „Erwachsen glauben“ haben über 1100 Multiplikatoren in unserer Landeskirche teilgenommen. In Osnabrück hat im September ein Glaubenskurs auf Kirchenkreisebene stattgefunden, an dem sich 10 von 15 Gemeinden des Kirchenkreises Osnabrück beteiligt haben. Das Projekt unter dem Titel „Reise ins Land des Glaubens“ hat acht Abende lang jeweils 250 Teilnehmende erreicht. Bei einem Nachtreffen vier Wochen nach Beendigung des Kurses haben sich 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer eingefunden, die ihre begonnene „Reise ins Land des Glaubens“ fortsetzen wollen. Für Landessuperintendent Dr. Burkhard Krause ist dabei wichtig, dass wir nicht daran vorbeisehen, dass Christsein nicht mehr vererbt wird, sondern „eine Frage der Wahl, eine Option unter vielen Lebensentwürfen“ ist. „Im Optionsstress wollen Glaubenskurse Orientierungshilfe bieten“. Ich wünsche mir eine breite Kommunikation solcher Modelle in unserer Landeskirche.



H. Ein bischöfliches Halleluja

Wovon sollte ich erzählen, um der so vielfältigen Freude über all das Gesehene in dieser Kirche Ausdruck zu geben? Wovon könnte ich berichten, um in der Fülle der Eindrücke die besonders schönen, die berührenden, die nachdenklichen zu skizzieren? Vielleicht von den Kirchen? Wie viele farbenprächtige Glasfenster habe ich gesehen und liebevoll geschmückte Altäre. Wie viele strahlende, frisch-renovierte Kirchenräume, wohltönende Orgeln und glanzvolle Inneneinrichtungen. Aber vermutlich waren die persönlich bewegenden Momente in der großen Reise durch unsere Landeskirche die Begegnungen mit Menschen. Von hundert, ja tausenden müsste ich erzählen! Von all der Leidenschaft, den bewegten Berichten aus neuer, jung erlebter oder jahrzehntelanger Kirchenmitgliedschaft. Mehrfach begegnete ich Menschen, die mir von mehr als 50 Jahren Kirchenvorstandsarbeit erzählten, mehr als eine biblische Generation das Wohl und Wehe mitgestaltet und die Träume der Kirche geträumt.

Dieses Jahr ist das Europäische Jahr der Ehrenamtlichen. In unserer Hannoverschen Landeskirche sind mehr als 110.000 Menschen im Ehrenamt aktiv. Ohne sie gäbe es unsere Kirche nicht. Ich möchte sie beispielhaft würdigen und ihnen danken. Sie zeigen in besonderer Weise, wie christlicher Glaube anschaulich, engagiert und treu gelebt werden kann.

Beginnen möchte ich mit den ehrenamtlichen Mitgliedern der Kirchengemeinde in Hoya. In einem engagierten Kampf über fast sechs Jahre haben sie sich für die vietnamesische Familie Nguyen eingesetzt. Asyl gewährt, juristischen Beistand gegeben, seelsorgerlich und ganz praktisch geholfen. Ein mutiger Einsatz für Menschen, denen eine menschliche Existenz vorenthalten werden sollte. Dieser Einsatz, wie zuvor auch in anderen Kirchengemeinden unserer Landeskirche, ist ein wichtiges Zeichen für Menschen in Bedrängnis. Es ist auch ein starkes Zeichen, dass Christen und Christinnen in großer Zahl einen menschenwürdigen und angemessenen Umgang in Niedersachsen für die Arbeit der Härtefallkommission fordern.

Drei Beispiele zum Schluss:

In einem meiner ersten Kirchenkreisbesuche im Kirchenkreis Bleckede fahre ich mit Superintendent Cordes über die Dörfer. Es liegt Mai-Sonne über den Feldern und wir halten spontan an der Kirche Garlstorf/Radegast an. Es empfängt uns, als habe er auf uns gewartet, der Küster. Hans-Joachim Ravens, er kehrt gerade die Friedhofswege. Küster im Ruhestand, nun ehrenamtlich aktiv. Seit Jahrzehnten hat er seinen Dienst hauptamtlich geführt, nun wacht und sorgt er über den Gottesacker und den Kirchenraum mit der Treue des verantwortlichen Kirchengliedes. Er und seine Frau fühlen sich verantwortlich, dass diese Kirche geöffnet und gepflegt sei, dass Menschen gerne anhalten und hineingehen. Und er lebt in besonderer Weise auch seine persönliche Nähe zu diesem Raum. Das zeigt ein kleines Zeugnis an der Empore unter dem großen Emblem des britischen Empires. Halbe Postkartengröße. Ein Foto von Kate und William, ausgeschnitten aus einer Zeitschrift und unter dieses Emporenschild geheftet. „Eine spontane Idee“, erzählt er, „als wir die königliche Trauung im Fernsehen gesehen haben“. Und da hängen sie nun und lächeln hochzeitlich auf die Gemeinde: Kate und William. Ich war von dieser Herzensliebe zur Kirche gerührt.



Und von Frau Jürgens muss ich erzählen, in der Kirchengemeinde Grave im Kirchenkreis Holzminden-Bodenwerder. Wir sind mit dem Fahrrad unterwegs an der Weser. Ein geplanter Besuch, wir wollen den kleinen Kirchenraum in diesem Dorf sehen und den Altar, der 2006 eingeweiht worden ist, mit einem faszinierend-tiefsinnigen Bild des Malers Martin Triebel. Sie erzählt und beschreibt uns das Kunstwerk. Und sie erzählt die Geschichte des Kirchenvorstands, bis es zu diesem Kunstwerk gekommen ist. Seit Jahren ist sie Gastgeberin für all die Vorüberreisenden, die diesen Altar sehen wollen. Radwanderer und Touristen kommen und sind fasziniert von diesem Triptychon. Ihre Mutter, Küsterin, nimmt oft die Anrufe entgegen und koordiniert die Einsätze mit. Frau Jürgens ist stolz auf das, was sie tut. Und sie teilt diesen Stolz mit dem Kirchenvorstand, der Kirchengemeinde, dem Dorf. Ein Schatz in einer Kirche.

Und von Frau Venema aus der Kirchengemeinde Ayenwolde-Hatshausen möchte ich erzählen. 1953 ist sie in der Kirchengemeinde Hatshausen konfirmiert. Und sie schildert, bei meinem Besuch im Kirchenkreis Leer, die Geschichte ihrer Kirche. Manchmal fällt sie ins Plattdeutsche zurück, was ihr heimischer ist. Sie beschreibt die Geschichte anhand der Pastoren. Über Jahrhunderte eine Skizze der Kirche in Hatshausen im Bild der Pastorenschaft. Weit geht sie zurück und kommt dann zu persönlichen Begegnungen. Sie erzählt, wie die aufgeschlagene Tafel der Zehn Gebote, oberhalb der Empore an der Wand, ihr von einem Pastor im Kindergottesdienst erläutert wurde. Und so legt sie Geschichte an Geschichte. Zum Schluss endet sie mit einem plattdeutschen Gedicht. Darin findet sich ihre Liebe zur Kirche und die Zuversicht, dass es bleibt: das Wort Gottes in dieser Welt. Mit diesem plattdeutschen Gedicht von Theda Ahlrichs Marx, das auch im Plattdütsch Gesangbuch steht, möchte ich enden:

Wovööl Joahren sünd vergoahn!
Wovööl Minschken hett dat geben,
wovööl hemm se docht und doan!
Du, Herr, büst de sülvig bleeven,
de vull Leev'd un Goedigkeit mit uns geht.

Blief bi uns in toekom'n Tied.
Geev uns Doerp un Kark dien Segen.
Moak uns Minschkenharten wiet –
wovööl Hülp henn wi al kregen –
Kom du in uns Hart un Sinn deep herin.

Ich danke Ihnen.